

Slave Cubela

**Wortergreifung, Worterstarrung,
Wortverlust**

Industrielle Leidarbeit und die Geschichte der
modernen Arbeiterklassen

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Einleitung

Der Prozess der Selbstkonstituierung der europäischen Unterschichten als „Arbeiterklassen“ im späten 18. und im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts ist bis zum heutigen Tag einer der wichtigsten Bezugspunkte der politischen und kulturellen Entwicklung der modernen Welt. Ähnlich wie bei einer Supernova, in der der explodierende Planet so hell erstrahlt wie eine ganze Galaxie, sorgte die soziale Eruption der Arbeiter¹ im Gefolge der Industrialisierung mit ihrer Militanz, ihrer Unerschrockenheit, ihrer Lernfähigkeit für gleißende Strahlen in der bürgerlichen Gesellschaft. So sehr, dass sogar die neue Galaxie einer befreiten, menschlichen Gesellschaft mit der Klassenbildung der Arbeiter in greifbare Nähe zu rücken schien. Niemand kam und kommt bis zum heutigen Tag um eine Positionierung zu diesem Menschheitsereignis herum. Dieses Ereignis polarisiert und provoziert nach wie vor, besonders die Herrschenden und ihre Ideologen. Sie wollen es vergessen machen, so einfach ist das. Deshalb reden sie nur von Individuen, von Bürgern, von Wählern, von Nationen und Religionen. Aber von Arbeiterklassen? Nun, ein wenig Angst ist ihnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts geblieben und man muss das Schicksal nicht herausfordern, indem man soziale Verhältnisse zu deutlich anspricht. Auch deshalb, weil der große Traum der Arbeiter nicht ausgeträumt ist. Immer dann, wenn die Herrschenden und andere die Arbeiterklassen gerade begraben haben – und es gab schon viele Beerdigungen dieser Art² –, werden diese Klassen plötzlich irgendwo auf der Welt erneuter Bezugspunkt von Bewegungen und Kämpfen. Nicht, weil sie ein symbolisches Relikt sind. Nicht, weil das Gespenst des Kommunismus wieder spuken würde. Sondern vielmehr, weil die Selbstkonstituierung der Arbeiterklassen die tiefe menschliche Sehnsucht nach sozialer Freiheit verkörpert, die der bürgerliche Besitzindividualismus verachtet.

So reichhaltig und umfangreich jedoch die Literatur zu dieser politischen Supernova deshalb auch ist, es scheint manchmal, dass das gleißende Licht der proletarischen Klassenbildung auch viele wohlwollende Intellektuelle anhaltend geblendet hat. Damit spiele ich nicht nur auf die Tatsache an, dass wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts in

1 Ich verwende in diesem Buch aus Lesbarkeitsgründen das generische Maskulinum, Frauen aber auch anders geschlechtlich geprägte Menschen sind insofern durchgehend stets mitgemeint. Dass die folgende Geschichte der modernen Arbeiterklassen Frauen wie etwa Simone Weil oder Angela Kühner wichtige Einsichten verdankt, sei hier schon vermerkt, wird dem Leser jedoch im weiteren Durchgang, so denke ich, deutlich werden.

2 Öffentliche Beerdigungen der Arbeiterklassen gehen häufig Hand in Hand mit den zyklischen Krisen des Marxismus. Die erste Krise des Marxismus rief bereits 1899 der spätere tschechische Staatspräsident Masaryk aus. Ihm folgten 1929 Karl Korsch, 1949 Paul Frölich und 1978 Althusser. George Sorel brachte 1908 wiederum eine „Auflösung des Marxismus“ ins Spiel. Fritz Schulz beschwor 1933 den „Untergang des Marxismus“. Marianne Feuersenger fragte 1962 als Herausgeberin „Gibt es noch ein Proletariat?“, Ludwig Reichhold sah 1973 den „Abschied von der proletarischen Illusion“ gekommen und Andre Gorz 1980 schlicht den „Abschied vom Proletariat“. Schließlich sprach sich 1983 noch Frieder Otto Wolf für „Umwege“ in der Krise des Marxismus aus. Ob diese kleine Zusammenstellung vollständig ist, darf zudem bezweifelt werden.

einer kapitalistischen Welt leben, die inzwischen die Zukunft der ganzen Menschheit bedroht, eine Entwicklung, die vielen Optimisten in der klassischen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert als höchst unwahrscheinlich erschienen wäre. Vielmehr schlägt sich die Blendung vieler Geister in Sachen Arbeiterklasse in einer ganzen Reihe unbefriedigender Versuche nieder, die Geschichte und die politische Wirksamkeit der modernen Arbeiter zu verstehen. Traditionelle und orthodoxe Darstellungen sehen etwa Arbeiter in endlosen Partei- und Programmdebatten ihr vielbeschworenes Klassenbewusstsein zur Geltung bringen und oft sind es dann programmatische Reden, Resolutionen oder Organisationsbildungen, die jeweils als zentral für den Bewusstseinsprozess der Arbeiterklasse hervorgehoben werden. Aber wird hier nicht zum einen unterschlagen, dass beispielsweise die Mitgliederzahlen von Parteien oder Gewerkschaften immer nur einen Bruchteil der jeweiligen Arbeiter umfassten und dass zum zweiten selbst viele organisationsnahe Arbeiter der klassischen Arbeiterbewegung sowie dem Politik- und Theoriebetrieb distanziert gegenüberstanden?³ In anderen Darstellungen wiederum erscheint die Arbeiterschaft als eine Art unzügelbares Kampf-Kollektiv, und glaubt man beispielsweise operaistischen Denkern, dann treibt eine unablässig widerständige Arbeiterklasse das Kapital seit Jahrzehnten um den Globus.⁴ Aber übersieht man hier nicht allzu gern, wie „atypisch“ radikale Arbeiterkämpfe in vielen Ländern dann doch waren und sind? Dass z.B. die deutschen Arbeiter im 20. Jahrhundert mehrfach zwischen rechtem Nationalismus und linker Revolution hin- und herschwankten? Dass es in Großbritannien nie zur Herausbildung einer revolutionären Arbeiterbewegung kam und in den USA nie zur Genese einer beständigen sozialistischen Arbeiterbewegung, so dass Mike Davis die US-Arbeiter sogar als „Gefangene des amerikanischen Traums“⁵ begreift? Geschweige denn, dass es in diesen beiden industriellen Leit-Ländern trotz aller Arbeiterkämpfe nie zu einer (prä-) revolutionären Situation kam? Und schließlich sind selbst jene sozialgeschichtlichen Darstellungen, die sich unterhalb der Organisationsprogramme und Arbeiter-Kämpfe den Arbeitern in einem umfassenden Sinne zu nähern suchen, häufig genug problematisch, denn oftmals gleichen die Arbeiter dann einem ameisenartigen Kollektivsubjekt, dessen Historie man durch Beschäftigungszahlen, Lohnhöhen, Lebensstandardentwicklungen, gewerkschaftliche Organisationsgrade, Teilnehmerzahlen usw. abzubilden sucht. Aber so wichtig diese und andere Quantifizierungen ohne Zweifel sind, was sagen sie für sich genommen über die entsprechende Arbeiterschaft aus? Gehen hohe gewerkschaftliche Organisationsgrade beispielsweise nicht bestens mit konformistischen Arbeiterkulturen zusammen, wie dies etwa seit Jahrzehnten in Skandinavien der Fall ist? Müssen Arbeiter, deren Lebensstandard steigt,

3 Vgl. Hans Josef Steinberg, *Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie*, Bonn/Bad Godesberg 1976.

4 Vgl. Beverly Silver, *Forces of Labor. Workers' Movements and Globalization since 1870*, Cambridge 2003.

5 Mike Davis, *Prisoners of the American Dream. Politics and Economy in the History of the US Working Class*, London/New York 1999.

zugleich auch zufriedener Arbeiter sein, die, statt zu kämpfen, den neuen Wohlstand genießen?⁶

Ohne Zweifel gibt es für jede dieser Zugangsweisen gute Gründe. Die unablässige Quantifizierung von Arbeitergeschichte beispielsweise fußt auf dem Umstand, dass quantitative Quellen häufig leichter zu finden und aufzubereiten sind als andere, ganz zu schweigen davon, dass Arbeiterklassengeschichte tatsächlich Geschichte kollektiver Versammlungen und Kämpfe ist, in der Teilnahmezahlen eine Rolle spielten. Der Rekurs wiederum auf die Arbeiterklasse als unablässigem Kampf-Kollektiv dient oft dem Zweck, Arbeiter nicht als passive Opfer, sondern als Subjekte ihrer Geschichte sichtbar zu machen, und implizit geht es den betreffenden Theoretikern auch darum Optimismus als wichtiges Moment ihres eingreifenden Denkens in Arbeiter-Zusammenhänge verschiedenster Art zu tragen. Und auch der Blick auf die großen Arbeiter-Organisationen ist verständlich, denn schließlich haben diese Organisationen unabhängig von der direkten Mitgliedschaft und den Wähleranteilen Einfluss auf größere Arbeitergruppen und gerade ihr Einfluss auf die Staatsmacht konnte und kann immense Folgen für alle Arbeiter des jeweiligen Landes haben.

Doch so sehr all diese Motive die jeweiligen Verzerrungen des Blickes auf die modernen Arbeiterklassen verständlich machen, sie heben diese Verzerrung nicht auf und das stellt uns vor eine schlichte Frage: Sind diese Verzerrungen notwendig und hinzunehmen, weil es sich bei den Arbeiterklassen um einen komplexen Gegenstand der Analyse handelt, der sich deshalb einer präziseren Perspektive gegenüber immer sperren wird? Oder sollten wir diese Verzerrungen als Motivation begreifen, um nach anderen Zugängen eines Verständnisses der modernen Arbeitergeschichte Ausschau zu halten?

Um zu verstehen, warum das vorliegende Buch zumindest der Intention des Autors nach den letzteren Weg einschlägt, macht es Sinn, den Anstoß seiner Niederschrift etwas genauer zu umreißen. Am Anfang dieser Niederschrift stand meine Lektüre von Wolfgang Hiens Studie „Die Arbeit des Körpers“ und dem tiefen Eindruck, den Hiens Studie auf mich machte. Nach dem Lesen dieses Buches musste ich mir eingestehen, dass es mich auf eine große Verzerrung meinerseits aufmerksam gemacht hatte, der ich trotz jahrelanger Arbeit als Betriebsrat, Gewerkschafter, Organizer und Publizist

6 Ein schönes Beispiel für die mangelnde Aussagekraft quantitativer Forschungen findet sich bei E.P. Thompson, wenn er in der „Lebensstandard“-Kontroverse Position bezieht und über das frühe 19. Jahrhundert schreibt: „Während der Periode von 1790 bis 1840 gab es eine leichte Verbesserung des durchschnittlichen materiellen Standards. Im gleichen Zeitraum gab es intensivierete Ausbeutung, größere Unsicherheit und zunehmendes menschliches Elend. Um 1840 waren die meisten Menschen 'besser dran' als ihre Vorfahren fünfzig Jahre früher, aber diese leichte Verbesserung hatten sie erlitten und erlitten sie noch als katastrophale Erfahrung.“ (Edward P. Thompson, Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Erster Band, Frankfurt a.M. 1987, S. 228) Und er fügt ein paar Seiten später, nachdem er selber mit einigen Zahlenreihen aufgewartet hat, hinzu: „Das ist kein Jonglieren mit Zahlen. Wahrscheinlich fand ein derartiger Prozess statt. Aber zugleich kann uns eine solche Schätzung von Durchschnittswerten nichts über 'durchschnittliche' menschliche Beziehungen sagen. Um diese zu beurteilen, sind wir gezwungen uns den Weg – so gut wir können – durch widersprüchliches, subjektives Quellenmaterial zu bahnen“ (Ebd., S. 253).

erlegen war. Wolfgang Hien zerstörte bei mir eine schöne, glatte Oberfläche, nämlich das naive Vorurteil zu glauben, dass irgendwann nach dem Zweiten Weltkrieg und zumal in den großen Industriestaaten der Prozess „der Modernisierung“ auch dazu geführt habe, dass Arbeit zwar anstrengend und hart, aber keinesfalls mehr (über-) ausbeuterisch für Leib und Leben war. Die unzähligen Fälle verausgabter, vergifteter, verkrüppelter aber vor allem immer wieder auch von allen verratener Arbeiter, die Hien für Deutschland und Österreich akribisch nachzeichnet, hallten nach jedem Lektüretag lange bei mir nach. Denn weder handelte es sich bei Hiens Buch um eine Zusammenstellung von extremen Einzelfällen, im Gegenteil Hien kannte die entsprechenden Statistiken und integrierte sie in seine Darstellung. Noch gab er latent eine partielle Entwarnung, denn eine tiefgreifende Verbesserung des Arbeits- und Gesundheitsschutzes im 20. Jahrhundert sah Hien nicht. Zudem waren Deutschland und Österreich Gegenstand von Hiens Buch, also nicht jene Länder, die wie die USA, Großbritannien oder der ehemalige Realsozialismus einen neoliberalen Ausverkauf von Arbeiterrechten gesehen hatten – wie war die Lage erst da? Und dann fand sich bei Hien noch die folgende, unscheinbar wirkende Passage:

„Das Phänomen der Krankheit, genauer: der Arbeiterkrankungen, ist in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung. Im passiven Leiden äußert sich ein untergründiger Widerstand gegen inhumane Verhältnisse, eine Lebenskritik, die ans Licht bringen will, was dem Leben fehlt oder was zum Leben nötig ist oder nötig wäre. Krankheit bringt gleichwohl einen ‚Schrei‘ und mit ihm eine Kraft hervor, die sich gegen die Verhältnisse wendet. Die Entstehung der modernen Arbeiterbewegung fußt in wesentlichen Momenten auf den spontanen und großflächigen Eruptionen gegen die physische und psychische Zerstörung menschlichen Seins im kapitalistisch organisierten Arbeitsprozess.“⁷

Hiens Buch und diese Passage vor Augen bildeten sich drei Gedankengänge bei mir heraus: Erstens wurde mir wieder in Erinnerung gerufen, wie sehr der Arbeitsprozess ein *Prägeprozess* der in ihm tätigen Subjekte ist. Es mag trivial sein, aber der Arbeiter ist deshalb Arbeiter, weil er 50 oder mehr Prozent seines wachen Lebens⁸ in diesem

7 Wolfgang Hien, *Die Arbeit des Körpers. Eine kritische Arbeitergeschichte von der Hochindustrialisierung in Deutschland und Österreich bis zur neoliberalen Gegenwart*, Wien 2018, S. 18f.

8 Genaugenommen ist es nicht nur das wache Leben. Bei einer Online-Befragung eines Forscherteams um den Mannheimer Psychologen Michael Schredl im Jahr 2014, an der sich knapp 3.000 Menschen beteiligten, gaben etwas mehr als 20 % der Befragten an, dass sie nachts von ihrer Arbeit geträumt hatten (<https://www.wirtschaftspsychologie-aktuell.de/lernen/lernen-20140605-michael-schredl-haeufig-traeumt-man-von-beruflichem.html> (10.3.2020)). In einer Allensbach-Umfrage zum gleichen Thema erklärten im Jahr 2013 wiederum 34 % der Befragten, dass ihre Arbeit sie im Schlaf umtreibe (Alpträume – wenn der Job auch nachts präsent ist, in: *WirtschaftsWoche Online* vom 20.11.2013 (<https://www.wiwo.de/erfolg/beruf/alptraeume-wenn-der-job-auch-nachts-praesent-ist/9099640.html> (10.3.2020))). Und in einer entsprechenden Umfrage des britischen Jobportals „Totaljobs“ schließlich gaben sogar 55 % der Befragten an, dass sie regelmäßig von ihrer Arbeit geträumt hätten (Barbara Oberbauer-Zabransky, *Träumen vom Job – Traumjob oder Alptraum*, in: *Stepstone Online* vom 11.5.2018 (<https://www.stepstone.at/Karriere-Bewerbungstipps/traumjob-oder-alptraum/> (10.3.2020))). Auch wenn eine genaue Größenbestimmung schwierig bleibt, so ist zumindest

Arbeitsprozess eingespannt ist, weil er 50 oder mehr Prozent seines wachen Lebens also damit verbringt, auf Vorgesetzte zu hören, Arbeitsschritte oft unablässig auszuführen, Kunden zufriedenzustellen, in einer hässlichen Umgebung tätig zu sein usw. Müsste also eine Arbeiter- aber wahrscheinlich sogar eine Gesellschaftsgeschichte nicht die Prägodynamiken der Arbeitsprozesse in ihren Mittelpunkt stellen?

Zweitens fragte ich mich: Wenn Arbeit, wie Hien zeigt, Menschen derart formt, belastet und zurichtet – welche Folgen hat dieses Arbeitsleid für den Widerstand von Arbeitern? Ist es nicht ein großer und deshalb erklärungswürdiger Argumentationsschritt, wenn Hien in obigem Zitat einerseits davon spricht, dass Krankheit ein „untergründiger Widerstand“ sei, nur um kurz danach zu schreiben, Krankheit sei ein „Schrei“ und eine „Kraft..., die sich gegen die Verhältnisse wendet“? Soviel wird in Hiens Buch nämlich deutlich: manche Arbeiter suchen zwar kämpferisch gegen die Verursacher des Arbeitsleids vorzugehen, aber manche Arbeiter resignieren eben auch ob ihres Schicksals. Worin besteht der Unterschied zwischen diesen Arbeitern? Wann überwältigt und vereinnahmt Arbeitsleid das entsprechende Individuum, so dass dieses keinen Ausweg aus Passivität, Betäubung, Resignation usw. kennt? Und wann und wie gelingt es, dieses Arbeitsleid zu begrenzen, indem die entsprechenden Individuen Mut fassen, Solidarität praktizieren und schließlich auch vor weitreichendem Widerstand nicht zurückschrecken?

Drittens schließlich: wenn Hien in seinem Buch für Deutschland und Österreich zeigen kann, dass die Erfahrung immensen Arbeitsleids stets eine bedeutende Gruppe von Arbeitern betrifft, ist es dann nicht erlaubt, einen Schritt weiterzugehen und diesem Arbeitsleid nicht nur für die Entstehung der Arbeiterbewegung eine Bedeutung zuzusprechen, sondern darüber hinaus für die Geschichte und politische Wirksamkeit der Arbeiterklassen insgesamt? Ist also der Umgang verschiedener Arbeitergruppen mit diesem Leid womöglich entscheidend, um genauer zu verstehen, warum es manchen Arbeiterbewegungen gelang, zu geschichtlicher Größe und Bedeutung aufzusteigen, während umgekehrt große Niederlagen der Arbeiterbewegungen in der Unfähigkeit begründet sind, dem Arbeitsleid gemeinsam die Stirn zu bieten?

Mit Wolfgang Hiens Anstoß und diesen Überlegungen im Gepäck begann ich mich in der entsprechenden Literatur umzusehen, und je mehr ich mir diese Literatur in Erinnerung rief bzw. neu las, umso deutlicher kristallisierten sich drei soziale Prozessmuster in dieser Denkarbeit heraus. Das erste Prozessmuster ist für Menschen, die sich mit Marx beschäftigt haben, sicherlich vergleichsweise unstrittig. Es lautet:

hervorzuheben, dass Arbeit im internationalen Vergleich das Traumthema Nummer eins ist, denn das Forscherteam der Mannheimer Studie „verglich die Ergebnisse außerdem mit anderen, internationalen Studien aus den USA und Asien. Studien aus diesen Ländern zeigten bei der Rangliste der Traumthemen ganz ähnliche Ergebnisse: Offenbar beschäftigten Menschen auf der ganzen Welt unabhängig vom kulturellen Kontext die Themen Arbeit und Beruf im Schlaf am meisten“ (Tina Groll, Wir träumen meistens von der Arbeit, in: Die Zeit Online vom 16.6.2014 (<https://www.zeit.de/karriere/beruf/2014-06/traeume-arbeit-haeufiges-thema>) (10.3.2020)). – Sehr sehenswert zu diesem Thema ist übrigens der Film „Der Kapitalismus des Traums“ (2018) von Sophie Bruneau.

jede menschliche Gesellschaft etabliert zum Zweck ihrer Reproduktion⁹ einen die Individuen determinierenden Arbeit-Sprache-Nexus. Dieses soziale Prozessmuster verbirgt jedoch eine wichtige Pointe, die man schnell überlesen kann. Denn es lässt die in den letzten Jahrzehnten gängig gewordene Unterscheidung zwischen Produktions- und Kommunikationsparadigma hinter sich¹⁰, indem es Sprache als Reproduktionscode versteht, der einerseits den Reproduktionsprozess durch die Vermittlung von Naturerkenntnissen, sozialen Ordnungsvorstellungen, technischen Neu-Konzeptualisierungen, Legitimationsnarrativen usw. organisiert, der aber andererseits immer wieder durch Reproduktionserfahrungen der gesellschaftlichen Mehrheit bestätigt werden muss, damit die entsprechende soziale Sprache als kategoriale Dimension stabiler Produktionsverhältnisse ungebrochen fortbestehen kann. Es ist eine Art unsichtbarer Kreislauf, der im jeweiligen gesellschaftlichen Arbeit-Sprache-Nexus angestrebt wird: die Individuen sollen die sozialen Sprachen der Reproduktion so früh als möglich internalisieren, damit stabile gesellschaftliche Reproduktionsformationen sichergestellt werden; der Arbeitsprozess soll die sozialen Sprachen materiell verifizieren, indem an seinem Ende der gesellschaftliche Reproduktionserfolg steht. Solange dieser Kreislauf anhält, solange erscheint dem Großteil der Gesellschaft der jeweilige Arbeit-Sprache-Nexus als „Normalität“, zeigt sich im erfolgreichen, sprachlich vermittelten materiellen Austausch mit der Natur die Begründetheit der jeweiligen Gesellschaft.

Das zweite Prozessmuster, auf das ich beim Lesen und Denken stieß, umfasst das, was ich als *Episoden der individuellen oder kollektiven Distanzierung innerhalb des jeweiligen Arbeit-Sprache-Nexus* begreifen würde. Diese Episoden spielen sich zu jedem Zeitpunkt einer gesellschaftlichen Entwicklung ab, wenn auch in sehr unterschiedlichen Ausmaßen. Da sind z.B. Bildungsprozesse, die den Verhältnissen ihre Selbstverständlichkeit nehmen und sie in ein neues, reflexives Licht rücken. Ferner sind massive Reproduktionskrisen zu nennen, in denen viele Menschen plötzlich in Not und Elend geworfen werden. Da ist aber auch die Erfahrung von Arbeitsleid, die keineswegs auf große Reproduktionskrisen beschränkt ist und die sehr verschiedene Formen annehmen kann. Manchmal sammelt sich das Arbeitsleid langsam über Jahre hinweg an, weil das

9 Es ist gängig geworden, unter Reproduktionsarbeit all jene Arbeit zu subsumieren, die Frauen im Rahmen der familiären Reproduktion historisch aufgezwungen worden ist. Ich nutze den Begriff der Reproduktion in diesem Buch anders, indem ich nämlich mit ihm schlicht alle Arbeiten begreife, die Menschen zum Zwecke ihrer gesamtgesellschaftlichen Reproduktion verrichten.

10 Dass schon Marx eine solche Entgegensetzung zwischen Arbeit und Sprache zurückgewiesen hätte, zeigt sich im berühmten Bienen-Beispiel aus dem ersten Band des Kapitals, wo er festhält, dass das, was den schlechtesten Baumeister von der besten Biene unterscheidet, der Umstand sei, „dass er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut.“ (Karl Marx, Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozess des Kapitals, in: MEW, Bd. 23, S. 193) Wie wichtig Sprache für die Marxsche Darstellung des Produktionsprozesses des Kapitals ist, zeigt sich in dem Umstand, dass Marx dieses Werk als Kategorien-Kritik verstanden wissen will. Die spannende Frage lautet daher: warum baut Marx darauf, dass er über den scheinbaren Umweg einer Wissenschaftskritik, einen tiefen und direkten Blick in die Logiken der kapitalistischen Realität gewinnen kann?

entsprechende Individuum erst nach und nach merkt, wie viel Kraft und wie wenig Genugtuung ihm ein Prozess gibt, dem er über Jahrzehnte nachgehen muss. Manchmal sind es eklatante Ereignisse wie Arbeitsunfälle, Erniedrigungen oder offene Gewalt, die jemanden aus der Normalität herausreißen. Manchmal ist es aber auch schlicht die Erfahrung gesellschaftlicher Exklusion, wenn man gar keinen Zugang zu Lohnarbeit mehr bekommt oder aber wenn man fortlaufend jene Arbeit machen muss, die sonst niemand machen will. Wenn also der Arbeit-Sprache-Nexus die Individuen determiniert, dann sind es diese Episoden der Distanzierung innerhalb des Arbeit-Sprache-Nexus, die man als Momente und Prozesse der De-Determinierung verstehen kann, weil in ihnen das bis dahin Überkommene, Normale, Alltägliche plötzlich zum Unerträglichen, Schmerzhafte und De-Legitimierten wird, so dass Prozesse des Zweifels, des Fragens, der Formulierung von Gegen-Narrativen provoziert werden.

Das dritte soziale Prozessmuster schließlich lehnt sich an E.P. Thompsons Klassiker über die Entstehung der englischen Arbeiterklasse an, wie auch an die nach wie vor relevanten Bücher von Ulla Pruss-Kaddatz¹¹ oder Michael Vester¹². Gemeinsam ist diesen Studien, dass sie moderne Klassenbildungsprozesse der Arbeiter als Prozesse der kollektiven „Wortergreifung“ (Pruss-Kaddatz) verstehen: In einer vielschichtigen Dynamik von Kampf- und Lernprozessen gelingt es zunächst den englischen Arbeitern im frühen 19. Jahrhundert, sich aus den gesellschaftlichen Zuschreibungen zu lösen und dabei einen sozialen Gegen-Code als Arbeiterklasse selbstbewusst zu etablieren. Meine hieran anknüpfenden Überlegungen kreisen um eine einfache Frage: Kann man diese Wortergreifungsprozesse von Arbeitern nicht wesentlich als Versprachlichungsprozesse des erfahrenen Arbeitsleids verstehen? Ist also das, was wir gemeinhin als Reaktion des politischen Widerstands bei Arbeitern begreifen würden, nicht im Kern ein sprachlicher Prozess der industriellen Leidarbeit¹³, in dem individuelle Leiderfahrungen durch einen kollektiven Kodierungsprozess emotional-reflexiv aufgearbeitet werden?

11 Ulla Pruss-Kaddatz, *Wortergreifung. Zur Entstehung einer Arbeiterkultur in Frankreich*, Frankfurt a.M. 1982.

12 Michael Vester, *Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess. Zur Soziologie und Geschichte der Arbeiterbewegung*, Frankfurt a.M. 1972.

13 Die für dieses Buch wesentliche Begriffsprägung der industriellen Leidarbeit mag irritieren, denn worin besteht der Unterschied zwischen industrieller Leidarbeit und z.B. industriellem Arbeitsleid? Wenn Marx darauf hingewiesen hat, wie wichtig es für jeden Autor ist, in der Arbeiterklasse nicht nur herablassend eine leidende Klasse zu erblicken, dann gilt dies in besonderem Maße für das vorliegende Buch, wenn es dem Arbeits-Leid der Arbeiter eine historisch tragende Rolle zu geben sucht. Um dabei einer Perspektive des bloßen Bedauerns von Beginn an zu begegnen, wollte ich einen Begriff finden, der verdeutlicht, dass Leid kein einseitiger Prozess ist, in dem eine Seite aktiv Leid verursacht, während die andere Seite dieses Leid nur passiv erduldet. Leiddynamiken sind vielmehr Verhältnisdynamiken, in ihnen sind immer auch aktive Momente jener Akteure enthalten, die das Leid zu durchleben haben. Der Begriff der industriellen Leidarbeit unterstreicht diese aktive Seite der Arbeiter im Leidprozess, indem er im Gegensatz zum Begriff des industriellen Arbeitsleids betont, dass die Arbeiterschaft mit ihrem industriellen Leid unablässig individuell und kollektiv „arbeitet“. Arbeiter lassen Leid nur unter extremen Bedingungen passiv über sich ergehen. Im Normalfall bleiben sie in ihrem

Meines Erachtens spricht eine ganze Reihe von Gründen für eine solche Interpretation. Erstens würden heute nur wenige Sozialhistoriker widersprechen, wenn man das Arbeits-Leid, das die Primärindustrialisierung für viele Arbeiter nach sich zog, als Folge eines zutiefst inhumanen Systems versteht, in das eine Agrarbevölkerung mit brutaler Gewalt hineingetrieben wurde, so dass diese Erfahrung der ursprünglichen Akkumulation für diese Menschen einer kollektiven Traumatisierung gleich. Zweitens gibt es heute gleichfalls genügend Forschungen aus verschiedensten Fachrichtungen¹⁴ darüber, wie wichtig kollektive Sprachpraxen für Bevölkerungsgruppen sind, die nicht passiv in unsagbarem Leid verharren wollen¹⁵, denn die Versprachlichung von Leid ist immer ein erster Sieg über jene leidverursachenden Akteure und Verhältnisse, die wiederum Schweigen und Verdrängung nach Kräften herbeiwünschen und herbeiführen.¹⁶ Drittens: wenn der Klassen-Begriff innerhalb der klassischen politischen Ökonomie sozialwissenschaftlich geprägt wird, dann legt sein Siegeszug innerhalb der Arbeiterschaft¹⁷ nahe, dass die Arbeiter im 19. Jahrhundert diesen Begriff einer neuen, bürgerlichen Wissenschaft auch deshalb für sich entdeckten, weil sie damit sowohl eine Orientierung über die sozialen Gründe ihres Leids erhielten, als auch eine Perspektive auf die Aufhebung desselben. Sie, die Arbeiter, waren die produktive Klasse – und das

(Arbeits-)Leid aktiv und verfügen über verschiedene Handlungsmöglichkeiten, wie sich im Laufe des Buches noch zeigen wird.

- 14 Angela Kühner, *Kollektive Traumata. Konzepte, Argumente, Perspektiven*, Gießen 2007. Diese Versprachlichung der kollektiven Traumata ist beispielsweise Bestandteil Bewegung der Vietnam-Veteranen in den USA (S. 123ff.) oder der Wahrheitskommissionen mit den in Südafrika auf die Jahre der Apartheid reagiert wurde (S. 138ff.)
- 15 Eine interessante private Perspektive auf die emanzipative Kraft von Versprachlichungsprozessen findet sich in einem Interview, das der französische Schriftsteller Edward Louis nach Erscheinen seines Buches „Wer hat meinen Vater umgebracht“ (Frankfurt a.M. 2019) gegeben hat. Seine autobiographischen Bücher über seine Kindheit in einer französischen Arbeiterfamilie hätten eine tiefgreifende Verhaltensänderung bei seinem Vater bewirkt. Dieser Mann, den Louis in seiner Jugend als durchgehend von einem bornierten Männlichkeitsideal geprägt sah, der zudem homophob und rassistisch war, begann sich nach der Veröffentlichung der Bücher für seinen Sohn zu interessieren, akzeptierte dessen Homosexualität und begann sich sogar für Louis' Eintreten für eine politische Revolution zu begeistern. Auf die Frage, wie dies geschehen konnte, antwortet Louis in dem entsprechenden Interview: „Wir kamen ins Gespräch. Und mein Vater erkannte, dass er sein Leid auch auf andere Art ausdrücken kann. Dieser Wandel war überhaupt kein jahrelanger Prozess, er ging tatsächlich wahnsinnig schnell, ich würde fast sagen, er war einfach. [...] [I]ch glaube, dass es eine große Menge an Menschen gibt, deren Mind-Set sich sofort verändern würde, wenn man ihnen eine Sprache zur Verfügung stellt, mit der sie ihr Leid äußern können“ („Macron hasst arme Menschen“: Edward Louis im Interview mit Quentin Lichtblau, in: jetzt vom 6.2.2019 (<https://www.jetzt.de/politik/edouard-louis-ueber-sein-buch-wer-hat-meinen-vater-umgebracht>) (8.2.2019)).
- 16 Dass Worte der erste Schritt sind, um eine Traumatisierung zu überwinden, zeigt im Übrigen auch das sehr inspirierende individualpsychologische Buch von Bessel van der Kolk, *Verkörperter Schrecken. Traumaspuren in Gehirn, Geist und Körper und wie man sie heilen kann*, Lichtenau 2019.
- 17 Einen guten Überblick über die beginnende Verbreitung des Klassen-Begriffs in der englischen Arbeiterschaft bietet Asa Briggs, *The Language of „Class“ in Early Nineteenth-Century England*, in: Asa Briggs/John Saville, *Essays in Labour History*. London/New York 1967.

bedeutete einerseits, dass sie ausgebeutet wurden und Leid zu durchleben hatten, weil nur sie Reichtum schufen und mehrten, es implizierte aber andererseits, dass dieser Leidprozess ein Ende fände, wenn die produktive Klasse auch die soziale Herrschaft erkämpfte und kontrollierte.¹⁸

Versteht man also auf diese Weise den Klassenbildungsprozess der Arbeiter im 19. Jahrhundert als Folge eines gelingenden Prozesses der industriellen Leidarbeit, dann wirft diese neue Perspektive eine ganze Menge Fragen auf: Wie und warum gelang diese Wortergreifung im 19. Jahrhundert? Wann wird Leid unsagbares Leid, so dass Arbeiter in Apathie und Resignation abgleiten? Warum rekurrten die Arbeiter überhaupt auf die Sprache der Ökonomie – war dies ein Automatismus oder spielen auch andere soziale Sprachen, wie z.B. der Politik und der Religion bei Prozessen der Wortergreifung eine Rolle? Wenn wir davon ausgehen, dass der Klassenbegriff innerhalb der Arbeiterschaft irgendwann im 20. Jahrhundert zurückgedrängt und schließlich kaum mehr verwendet wurde, wie erklärt sich dieser Wortverlust? Wie jäh ist die Zäsur zwischen Wortergreifung und Wortverlust – oder kündigt sich der Wortverlust der Arbeiterklassen im 20. Jahrhundert an? Inwieweit kann man anhand der Leiderfahrungen der Arbeiter deren moderne Geschichte nachvollziehen? Und wie stellt sich der Arbeit-Sprache-Nexus zu Beginn des 21. Jahrhunderts dar?

Gleichzeitig aber paralisieren diese vielen Fragen keineswegs, wenn man das dritte Prozessmuster wie folgt formuliert: *Damit die Episoden der Distanzierung innerhalb des Arbeit-Sprache-Nexus nicht vorübergehend bleiben und sie stattdessen zu Widerstandsakten, sozialen Bewegungen oder mehr führen können, müssen die betroffenen Arbeiter einen kontinuierlichen Wortergreifungsprozess bzw. einen anhaltenden Prozess der industriellen Leidarbeit durchlaufen*, in dem reflexive Selbstaufklärung und kämpferische Selbstbehauptung verzahnt sind. Damit wird zugleich klar: Während ein großer Teil der Arbeitergeschichtsschreibung sich auf Aspekte wie Arbeitergruppen, Regionen, Betriebe, Gewerkschaften, Parteien etc. konzentriert hat, um die Geschichte der modernen Arbeiterklassen zu schreiben, so umfasst ein geschichtlicher Rekurs auf diese Wortergreifungsprozesse von Arbeitern all diese Einzelperspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung, da Dynamiken und Effekte der industriellen Leidarbeit eine grundsätzlichere Ebene darstellen. Wenn der soziale Kampf der Arbeiter seit jeher ihrem Schicksal galt, als Arbeiter ausgebeutet zu werden, dann sind die Sprechakte, in denen Arbeiter den Arbeitsprozess als Ausbeutungsprozess sich und einander verständlich zu machen suchen zugleich elementare Sinn-Praxen, mit denen sich ihr politischer Kampf konstituiert (oder eben auch nicht). Etablierte Arbeiter-Organisationen können zwar solche Sprechakte mit der Zeit an den Rand drängen oder diskursiv überformen, indem Funktionäre etwa dem Leid der Arbeiter eine bestimmte Rolle zusprechen oder

18 Schon in den politischen Bewegungen des sich emanzipierenden Bürgertums ging übrigens die Rezeption des Klassen-Begriffs Hand in Hand mit dem Gebrauch des Klassenkampf-Theorems. Vgl. Slave Cubela, Klassenkampf ohne Marx zur bürgerlichen Theorie der Arbeit im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Ders., Klasse gemacht! Beiträge zur Aktualität der Klassentheorie, Wien 2014.

es kleinreden. Aber wenn wir auf die Anfänge jeder Arbeiter-Organisationen blicken, dann basieren diese auf zahlreichen, erst nach und nach elaborierter und verbreiteter werdender Sprechakte, die auf kollektiver industrieller Leidarbeit beruhen.

Damit ist das entscheidende Ziel dieses Buches umrissen: Es will die Prozesse der industriellen Leidarbeit ins Zentrum der Geschichte der modernen Arbeiterklassen rücken, weil ich davon ausgehe, dass in dieser Leidarbeit basale, geschichtsmächtige Umschlagpunkte produziert werden, die über politische Aktivierung aber auch Apathie der arbeitenden Klassen entscheiden. Nachdem ich nun mit den eben umrissenen sozialen Prozessmustern jene zentralen Überlegungen offengelegt habe, die die Darstellung tragen, möchte ich dem Leser in dieser Einleitung noch einige ergänzende Anmerkungen zumuten, ehe die Reise durch die Geschichte der modernen Arbeiterklassen beginnen kann.

Zum Aufbau des Buches: Da dieses Buch keineswegs den Anspruch einer in sich geschlossenen Gesamtdarstellung erhebt, beschränkt es sich auf verschiedene Blickwinkel, mit denen es den historischen Raum ähnlich einem jeweils verschieden positionierten Leuchtscheinwerfer fokussiert. Im ersten Kapitel suche ich dem Leser einige grundlegende Wege zu einem ersten Verständnis der in diesem Buch maßgeblichen Begriffe und sozialen Dynamiken zu eröffnen. Ausgehend von einer Betrachtung der kulturellen Vermittlung der materiellen Reproduktion geht es in diesem Kapitel deshalb darum, sowohl die Verlaufslogik sozialer Revolution etwas eingehender zu betrachten wie auch den sozialen Widerstand der dominierten gesellschaftlichen Gruppen als maßgeblicher Akteure in diesen Prozessen der sozialen Revolution besser zu verstehen. Im zweiten Kapitel verengen wir dann den Fokus auf die Geschichte der modernen Arbeiterklassen, d.h. ich werde dort, ausgehend von den Leiderfahrungen der Arbeiter in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, eine Epochalisierung dieser Arbeitergeschichte für die Zeit nach 1800 erarbeiten, um damit Aufstieg und Abstieg der modernen Arbeiterklassen im Zusammenhang zu diskutieren. Im dritten und vierten Kapitel wiederum schrumpft der Blickwinkel ein weiteres Mal, denn hier wird mit der Perspektive der industriellen Leidarbeit zugleich der Niedergang der modernen Arbeiterklassen im 20. Jahrhundert detaillierter nachgezeichnet. Dabei wird vor allem im dritten Kapitel gezeigt werden, wie anhaltend die industrielle Leidarbeit in der wissenschaftlichen Fabrik durch das ganze 20. Jahrhundert hindurch war und welche intensiven psychodynamischen Konflikte die Arbeiter dabei zu durchstehen hatten. Im Kapitel vier werden wir verdeutlichen, wie die großen Arbeiter-Organisationen die industrielle Leidarbeit ihrer Basis erschwerten und schwächten, indem sie diese durch eine schematische Sprache des Produktivismus überdeckten, und warum dies wiederum dazu führte, dass weder diese Organisationen noch die Arbeiter der neoliberalen Revolution kaum etwas entgegenzusetzen hatten. Im fünften Kapitel zeichne ich dann die industrielle Leidarbeit im 21. Jahrhundert, also in unserer Gegenwart, nach. Hier wird deutlich werden, dass es zwar weiterhin militante Arbeiter-Proteste gibt, gleichzeitig jedoch werden die weitreichenden Folgen des Wortverlustes ab den 1970er Jahren offenbar werden. Eine Vereinheitlichung der

Arbeiter-Proteste durch eine Klassensprache und -Bewegung unterbleibt im 21. Jahrhundert bislang nicht nur, die zerklüftete und flüchtig gewordene Welt der industriellen Leidarbeit, die wir heutzutage vorfinden, weckt erhebliche Zweifel an einem Klassen-Comeback der Arbeiter. Und um am Ende eines Buches, das mindestens ebenso viele Fragen aufwerfen dürfte, wie es auch Antworten liefert, nicht den Eindruck zu erwecken, dass dieses Buch eine klare oder eindeutige Botschaft enthält, hat das Resümee fragmentarischen Charakter, d.h. Folgerungen, weitergehende Überlegungen, Anregungen und Inspirationen anderer Autoren etc. fügen sich zu einer Art abschließenden Pinnwand der Denkanstöße.

Zum Anspruch des Buches: Auch wenn dieses Buch nicht den Anspruch einer umfassenden und schon gar nicht einer erschöpfenden Darstellung hat, denke ich, dass es einen neuen Zugang zur Geschichte der modernen Arbeiterklassen zu schaffen versucht. Dabei muss ich hinzufügen, dass das keineswegs bedeutet, dass dem Leser hier nur Erkenntnisse oder Schilderungen begegnen, die ihm alle bislang gleichermaßen unbekannt waren. Beispielsweise gibt es genügend Literatur, in der Arbeiter ihr Arbeitsleben schildern. Und dass der pro-tayloristische Schwenk aller großen Arbeiterorganisationen im 20. Jahrhundert eine tiefe Zäsur innerhalb der Arbeiterbewegung darstellte, wird im vorliegenden Buch nicht zum ersten Mal erwähnt. Aber indem dieses Buch das Arbeitsleid und die industrielle Leidarbeit der Arbeiter in das Zentrum seiner politisch-historischen Perspektive stellt, werden z.B. in der Forschung bislang randständige Erkenntnisse aufgewertet, ergeben sich neue Verknüpfungen zwischen verschiedenen Ereignissen und sozialen Dynamiken, aber vor allem nähert sich diese Geschichte den Arbeitern so nah als möglich, indem sie sie immer wieder ausführlich zu Wort kommen lässt. Oder um dieses Vorgehen mit zwei Zitaten Theodor W. Adornos zu untermauern: „Das Bedürfnis, Leiden beredt werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit. Denn Leiden ist Objektivität, die auf dem Subjekt lastet; was es als sein Subjektivstes erfährt, sein Ausdruck, ist objektiv vermittelt.“¹⁹ Und: „Es gehört zum Mechanismus der Herrschaft, die Erkenntnis des Leidens, das sie produziert, zu verbieten.“²⁰

Zu den Schwächen des Buches: Es gab einen Punkt bei der Arbeit an diesem Buch, an dem ich mich vor die Wahl gestellt sah, entweder diese neue Perspektive auf die Geschichte der modernen Arbeiterklassen durch eine immense Vereinfachung der Darstellung zu einem ersten Ende zu führen oder aber wegen vieler notwendiger Differenzierungen und Detailrecherchen Gefahr zu laufen, dieses Buches niemals zu vollenden. Ich habe mich an diesem Punkt entschlossen auf diese Differenzierungen und Detaillierungen zu verzichten, weil ich mir dachte: Sollte es mir gelingen, eine Bresche – und selbst wenn

19 Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, in: Ders., Gesammelte Schriften, Frankfurt a.M. 2003, Bd. 6, S. 28.

20 Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, in: Ders., Gesammelte Schriften, Frankfurt a.M. 2003, Bd. 4, S. 70.

es nur eine rohe und dürftige ist – in die Geschichte der modernen Arbeiterklassen zu schlagen, die einen neuen Zugang zu dieser Geschichte darstellt, weil sie es ermöglicht „das Leiden beredt werden zu lassen“, dann gibt es keinen Grund, eine differenzierende Kritik von größeren Kennern der Materie, als ich es bin, zu fürchten. Mit anderen Worten also: so sehr ich davon überzeugt bin, dass die politische Geschichte der modernen Arbeiterklassen zentral eine Geschichte der Leiderfahrung und sprachlichen Verarbeitung dieses Leids durch diese Arbeiter ist, so sehr sind mir einige Mängel dieser Darstellung wohl bewusst. Beispielsweise zitiere ich in diesem Buch ausgiebig Quellen, in denen Arbeiter oder aber vorübergehende Arbeiter mit Blick auf ihren Arbeitsprozess zu Wort kommen. Dieses Vorgehen birgt allerdings Gefahren: inwieweit spiegeln Selbstdarstellungen von Arbeitern in Büchern tatsächlich jene Sprechakte wider, die in der Realität darüber entscheiden, ob aus dem Arbeit-Sprach-Nexus ein Leid-Widerstand-Nexus werden kann? Ein anderes Beispiel ist der Umstand, dass ich Arbeiter aus sehr verschiedenen Ländern und Regionen zu Wort kommen lasse, ohne dass ich der Frage nachgehe, ob diese „internationalistische“ Montage-Technik mit Blick auf unterschiedliche soziale Kontexte legitim ist. Und schließlich denke ich, ein akribischer Rezipient wird diesem Buch leicht begriffliche Ungenauigkeiten zum Vorwurf machen können. So rede ich durchgehend von der Fabrik, wenn es um moderne Arbeitsstätten geht, obgleich ich ab dem 20. Jahrhundert z.B. auch die Welt der Büros in die Darstellung integriere. Und dadurch, dass die einzelnen Passagen dieses Buches teilweise in großem zeitlichem Abstand voneinander verfasst wurden, habe ich in später verfassten Textabschnitten manchmal neue Begriffe geprägt für ähnliche oder identische Tatbestände. Deshalb also: um dieses Buch zu schreiben, musste ich eine ganze Reihe wissenschaftlicher Sünden begehen und wir werden womöglich in der Rezeption des Buches sehen, ob es unverzeihliche wissenschaftliche Sünden waren.²¹

Zu den Leerstellen des Buches: Mir ist bewusst, dass dieses Buch die Arbeitswelt und das Arbeitsleid nur eingeschränkt behandelt. Der ganze Kosmos der weit überwiegend von Frauen unentgeltlich geleisteten Hausarbeit fehlt ebenso wie die nach wie vor global immer noch verbreitete Zwangsarbeit von Sklaven und Leibeigenen in all ihren Schattierungen. Dieser Zuschnitt erklärt sich auch aus der eben angerissenen persönlichen Ressourcen-Abwägung. Dennoch räumt dieses Buch weiblichen Arbeitserfahrungen in der Fabrik durchaus einen erheblichen Raum ein, auch wenn damit die Plackerei der Hausarbeit, die diese Frauen fast durchgehend „on top“ zu leisten hatten, ausgeklammert bleibt. Und da im vierten Kapitel der Kontinent der Zwangsarbeit phasenweise in den Mittelpunkt der Darstellung rückt, wird auch diesem Teil des Arbeitsleidkontinents Aufmerksamkeit zuteil, obgleich diese selbstverständlich die besondere Tiefe dieses Leids kaum umfassend ermisst. Aber wer weiß: vielleicht ist das vorliegende Buch ein

21 Eine weitere mögliche Fehlerquelle sind die vielen englischen Zitate, die ich für dieses Buch übersetzt habe, ohne dass ich von mir behaupten kann, dass meine Übersetzungsfähigkeiten auch nur in die Nähe eines echten Übersetzers kämen.

Anstoß, um die Spezifika des weiblichen Arbeit-Sprache-Nexus genauer zu zeichnen wie auch diejenigen der Zwangsarbeit?

Zu den Büchern, an die sich dieses Buch anlehnt: Auch wenn ich nach dem schon beschriebenen Anstoß durch Wolfgang Hiens Buch „Die Arbeit des Körpers“ recht wenige Forschungsarbeiten fand, die mich explizit in der Absicht bestärkt hätten industrielle Leidarbeit ins Zentrum der Geschichte der modernen Arbeiterklassen zu stellen, so sind da doch eine ganze Reihe bemerkenswerter Studien innerhalb der französischen Arbeitssoziologie- bzw. Arbeitspsychologie zu nennen, die auf eine ähnliche Weise wie im vorliegenden Buch der Dynamik des Arbeitsprozesses eine weitreichende politische Bedeutung geben. Der große Haken jedoch ist: da ich kein französisch spreche, konnte ich nur jene überschaubare Anzahl von Texten von Autoren wie etwa Daniele Linhart, Emmanuel Renault, Jean-Philippe Deranty oder Christophe Dejours lesen, die ins Englische und Deutsche übersetzt wurden. Immerhin: In der umfangreichsten englischsprachigen Publikation dieses Forscherkreises wird das von mir geteilte psychodynamische Verständnis des Arbeitsprozesses sowie dessen politische Implikationen deutlich, wenn es dort heißt:

„Wenn Arbeit einen weitreichenden Einfluss auf die Subjektivität hat, dann dehnt sich dieser Einfluss über den Arbeitskontext hinaus auch auf das Privatleben und das politische Leben aus. Das ist der entscheidende Punkt, den die Fächergrenzen zu unterdrücken drohen, so etwa die Grenzen zwischen Psychologie, Soziologie und Politikwissenschaft: die Individuen, die in private Beziehungen involviert und die Bürger eines Gemeinwesens sind, sind Subjekte mit einem Arbeits-Selbst, und wenn Arbeit deshalb einen immensen Einfluss auf sie hat, dann spielt Arbeit auch eine Schlüsselrolle in privaten Beziehungen und in der Politik.“²²

Noch deutlicher werden die Autoren an anderer Stelle:

„Die Toleranz gegenüber den Ansichten anderer Menschen, ein ausgeprägter Sinn für Solidarität und Gerechtigkeit, die Fähigkeit das eigene Verhalten von Regeln des Diskutierens und Kritisiertens abhängig zu machen, verdichten sich zu einer ganzen Reihe von Bedingungen, ohne die die politischen Institutionen der Gesellschaft eine Menge ihres Wertes verlieren. Aber die politischen Institutionen schaffen diese Verhaltensweisen keineswegs selber oder genauer, sie tun dies nicht in ausreichendem Maße. Sicher, es gibt keinen Grund anzunehmen, dass die Lernprozesse, die solche Verhaltensweisen zur Folge haben, ausschließlich am Arbeitsplatz stattfinden. Tatsächlich gibt es einige Indizien dafür, dass revolutionäre Episoden und allgemeiner politische Mobilisierungen auch solche Lernprozesse nach sich ziehen können. Die Institutionen der politischen Demokratie können zudem weitreichende formative Effekte haben, etwa wenn über allgemeine Wahlen intensiv diskutiert wird und es zur Konfrontation von politischen Projekten kommt, die sich entgegenstehen. Aber das sind alles vorübergehende Episoden. [...] Auf lange Sicht haben im täglichen Leben gewöhnlicher Subjekte die Lernprozesse im Arbeitsleben einen

22 Christophe Dejours u.a., *The Return of Work in Critical Theory. Self, Society, Politics*, New York/Chichester 2018, S. 81f.

wesentlich tieferen Effekt auf die Bedingungen einer demokratischen Gesellschaft als andere Sozialisationsprozesse.“²³

Zur Hilfe, ohne die dieses Buches nicht möglich gewesen wäre: Weil in diesem Buch ungefähr dreißig Jahre Reflexion über die Geschichte der modernen Arbeiterklassen, die Marxsche Theorie, aber auch die eigene politische Praxis stecken, hoffe ich natürlich, dass es zeigt, dass diese Reflexion nicht vergebens war. Gleichzeitig fällt es schwer, bei der Arbeit über einen solchen Zeitraum all jenen Danke zu sagen, die einen in dieser langen Zeit begleitet, ermuntert und auch kritisiert haben. Es bräuchte dafür ein eigenes Kapitel, denn letztlich ist jeder Autor doch nur ein Zwerg, der auf den Schultern vieler steht. Um den Leser jedoch nicht schon zu Beginn allzu strapazieren, möchte ich diese Gelegenheit lediglich nutzen, um einigen breiten Schultern jenen Dank auszusprechen, der eigentlich allen gebührt.

Da sind zunächst zwei akademische Lehrer. Zwar hat das weitere Leben den Kontakt zwischen ihnen und mir deutlich verringert und es kann deshalb sein, dass sie dieses Buch problematisch sehen. Aber ich muss dennoch Hans-Joachim Blank wie auch Diethard Behrens voller Dank erwähnen, denn sie haben mir beigebracht, dass Marx nicht gleich Marxismus ist aber auch, dass die Geschichte der modernen Arbeiterklassen ein offener Prozess ist, in dem man sehr vorsichtig mit den glänzenden Verlautbarungen von Parteien, Gewerkschaften und Arbeiterstaaten umgehen sollte. Kritik war bei ihnen kein leeres Wort oder eine Floskel. Kritik war ein reflexiver Zugang zur Welt der Klassen und ihrer Kämpfe. Kritik war eine der wichtigsten Formen des eingreifenden Denkens. Und ich hoffe sehr, dass ich mit diesem Buch diesen beiden Lehrmeistern zumindest ein wenig zur Ehre gereiche.

Dann ist da Tanja Kessler. Auch wenn ich gerne noch mehr von ihr gelernt hätte, hat sie mir zu Beginn dieses Vorhabens wichtige Impulse aus Trauma-theoretischer Sicht gegeben. Sie war es, die mir davon abriet, den inzwischen inflationären Begriff des Traumas in diesem Buch zu verwenden, denn zu Beginn erschienen mir die Industrialisierungswellen als Traumatisierungswellen. Gleichzeitig jedoch bestärkte sie mich in dem Vorhaben, den gesellschaftlichen Arbeitsprozess in seiner Psychodynamik genauer zu beleuchten, ganz zu schweigen davon, dass ich wahrscheinlich inzwischen ihre halbe Bibliothek bei mir stehen habe. Und Halt! Neben Tanja muss ich auch

23 Ebd., S. 202. Auch wenn Christophe Dejours und seine Kollegen der Sprache im Sozialisationsprozess qua Arbeit leider kaum Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen, so findet sich doch immerhin diese Reflexion: „Wir haben schon gesehen, dass die reiche Beschaffenheit der jeweiligen Arbeit mit all ihren Feinheiten in der formalistischen Sprache verloren geht, die in den gegenwärtigen Arbeits-Organisationen genutzt wird, um die Arbeit zu beschreiben. Diese beschreibende Sprache sollte nicht als neutral, objektiv oder unparteiisch gelten, sondern sie ist vielmehr eine Sprache, die durch die Machtstrukturen des zeitgenössischen Arbeitsplatzes geformt wird. Wenn Handwerker einstmals in der Lage waren, eine reiche und erfahrungsgesättigte Sprache zu nutzen, um ihre produktiven Tätigkeiten zu beschreiben, dann hat die industrielle und später die post-industrielle Arbeit die Arbeitskultur verarmen lassen, indem sie die Sprache des handwerklichen Könners durch eine generelle, formalisierte und vorschreibende Sprache ersetzt hat.“ Ebd., S. 154.

Cornelia Kaus als großartige, psychologische Expertin erwähnen, allein ihr Hinweis auf Christophe Dejours war Gold wert. Zudem ein großes Danke an Günter Thien und Torsten Bewernitz, die mich als Verleger und Lektor stets ermuntert und immer wieder gewinnbringend kritisiert haben.

Schließlich noch ein letztes, aber dafür ein supergroßes Lebens-Danke. Nämlich an meine Freunde und Freundinnen. Ganz ehrlich: wenn ich auf etwas stolz in meinem Leben bin, dann auf Eure Freundschaft! Und was noch schöner ist: es sind so viele Namen, die ich jetzt nennen müsste. Es ist also in dieser Hinsicht ein gelungenes Leben. Darf man aber hier jetzt Freunde besonders hervorheben? Werden die Nicht-Genannten mir bald die Fresse polieren und die Freundschaft kündigen? Ich hoffe, dass das nicht geschieht. Dennoch möchte ich meine Frankfurter Freunde, die ich teilweise seit frühesten Schultagen kenne, hervorheben. Jeder von Euch ist eine Perle. Jeder von Euch war immer wieder da, wenn mein Leben irgendwie aus den Fugen zu geraten schien. Ihre Namen seien mit einem Tränchen der echten Rührung genannt: Christian „Chez“ Becker, Dung „Wasserbüffel“ Ly, Niels „Don“ Tiedtke, Volker „Kirsty“ Kirst, Henning „Consigniere“ Jäkel, Franziska „FSV“ Blendin, Said „Genosse“ Hosseini, Jürgen „Bürger“ Behre & Holger „Pietcong“ Bertsch, Miljenko „Mili“ Ribicic sowie Mario „Wulf“ Wolf – und selbstverständlich meine wunderschöne Dame, Ihr wisst schon, wen ich meine ...